

MICK

PHILIP NORMAN

JAGGER

DIE BIOGRAPHIE

Aus dem Englischen
von Gabriele Gockel,
Sonja Schumacher
und Maria Zybak

Droemer

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Mick Jagger« bei HarperCollins, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2012 Jessica Productions Ltd

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2012 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Boris Heczko, Kollektiv Druck-Reif

Die Übersetzerinnen Gabriele Gockel, Sonja Schumacher
und Maria Zybak gehören dem Kollektiv Druck-Reif an

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Peter Lindbergh/Agence A.

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: C.H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-27542-9

5 4 3 2 1

EINS »The Blues is in Him«

- Prolog 9
- 1 Biigsam wie Gummi 21
- 2 Der Junge in der Strickjacke 51
- 3 Aufgeweckte, hochmotivierte Runtreiber 85
- 4 Selbstwertgeföhl? Hatte er nicht 109
- 5 »Was für ein frecher kleiner Lümmel«,
habe ich gedacht 135
- 6 »Wir saßen oft stundenlang im Bett
und lösten Kreuzworträtsel« 169
- 7 »Wir pissen, wo wir wollen, Mann« 209
- 8 Geheimnisse aus dem Schlupfwinkel
der Popstars 245
- 9 Der flüchtige Schmetterling 285
- 10 »Mick Jagger und Fred Engels
über den Straßenkampf« 313

ZWEI Zwanghafte Coolness

- 11 »The baby's dead, my lady said« 345
 - 12 Mein Prinz wird kommen 375
 - 13 Stark wie ein Löwe 413
 - 14 So gefährlich wie der Salat von letzter Woche 451
 - 15 Freundschaft mit Zusatzleistungen 485
 - 16 Die Glamour Twins 521
 - 17 »Old wild men, waiting for miracles« 549
 - 18 Der süße Duft des Erfolgs 585
 - 19 Tagebuch eines Nobody 605
 - 20 Wandering Spirit 631
 - 21 »God Gave Me Everything« 681
- Postskriptum 695
- Register 699

EINS

**THE BLUES IS
IN HIM**

PROLOG

Sympathie für den alten Teufel



Die British Academy of Film and Television Arts sieht sich eigentlich nur selten heftigen Angriffen ausgesetzt, doch im Februar 2009 stand sie im Mittelpunkt empörter Schlagzeilen der Regenbogenpresse. Die Moderation bei ihrer alljährlichen Preisverleihung (ein Ereignis, das von seiner Bedeutung angeblich gleich nach den Oscars in Hollywood kommt) sollte nämlich Jonathan Ross übernehmen, ein äußerst rüder Talkmaster, der damals die am übelsten beleumdete Person im britischen Rundfunk war. Wenige Wochen zuvor hatte Ross während einer Radiosendung der BBC zur besten Sendezeit eine Reihe obszöner Sprüche auf dem Anrufbeantworter des Schauspielers Andrew Sachs hinterlassen, der in der Comedy-Serie *Fawlty Towers* mitgewirkt hatte. Ross wurde daraufhin für drei Monate von seinen zahlreichen Verpflichtungen bei der BBC freigestellt, während sich Komiker Russel Brand, sein Komplize bei dem üblen Streich (er hatte sich live im Rundfunk damit gebrüstet, Sachs' Enkeltochter »gebumst« zu haben), dem Druck beugte und seinen Posten räumte. Seit den 1990er Jahren galt die Comedy in England als der »neue Rock 'n' Roll«. Und hier waren jetzt plötzlich zwei ihrer wichtigsten Vertreter, die sich alle Mühe gaben, ebenso frech zu sein wie die Rockstars von einst.

Bei der Preisverleihung im Royal Opera House in Covent Garden erlebte ein ausgesprochen prominent besetztes Publikum – darunter Brad Pitt, Angelina Jolie, Meryl Streep, Sir Ben Kingsley, Kevin Spacey und Kristin Scott Thomas – neben der Bekanntgabe der Preisträger noch zwei weitere Überraschungen. Zunächst einmal,

dass die Kraftausdrücke, die man eigentlich von H. Jonathan Ross erwartet hatte, von Mickey Rourke kamen, der für seine Rolle in dem Film *The Wrestler* als bester Schauspieler ausgezeichnet wurde. Mit Zottelmähne, unrasiert und kaum verständlich (die Vertreter der Filmbranche haben ebenfalls lautstarke Ansprüche auf das Genre »neuer Rock 'n' Roll« angemeldet) dankte Rourke seinem Regisseur dafür, ihm eine zweite Chance gegeben zu haben, nachdem er »seine Karriere fünfzehn Jahre lang versaut« habe. Seinem Presseagenten hingegen fühlte er sich verpflichtet, »weil er mir gesagt hat, wo ich hingehen und was ich tun muss, wann ich es machen soll, was ich essen und was ich anziehen und wen ich ficken darf ...«.

Nach Rourkes Auftritt witzelte Ross, Rourke müsste sich nun auf die gleiche Strafe gefasst machen wie er nach seinem »Sachsgate« und mit drei Monaten Auftrittsverbot rechnen. Dann aber wurde sein Ton geradezu unterwürfig. Die vorletzte Trophäe des Abends, die für den besten Film, erklärte er, werde von einem »Schauspieler und Leadsänger einer der besten Rockbands der Geschichte« verliehen, dem dieses vornehme Auditorium mit seinen Rängen in Rot und Gold »eher wie ein bescheidener Veranstaltungsort erscheinen mag«. Fast schon ein Sakrileg in diesem an die Klänge Mozarts, Wagners und Puccinis gewöhnten Tempel, erscholl aus der Lautsprecheranlage das auf der Elektrogitarre gespielte Intro zu »Brown Sugar«, der 1971 erschienenen Rockhymne über Drogen, Sklaverei und Cunnilingus zwischen Schwarz und Weiß. Ja, tatsächlich, die Auszeichnung sollte von Sir Mick Jagger vergeben werden.

Jagger sprang nicht einfach nur aufs Podium, sondern schritt über den roten Teppich vom hinteren Teil der Bühne nach vorn, damit die Fernsehzuschauer das Wunder in voller Länge genießen konnten: das noch immer volle Haar, geschnitten in jugendlichem *Retrostil à la Sixties*, ohne eine Spur von Grau; ein unaufdringlicher Designer-Anzug, der aber zugleich auch den schlanken Körper und den federnd-athletischen Schritt hervorhob. Nur das Gesicht verrät die fünfundsechzig Jahre eines mitten im Zweiten Weltkrieg geborenen Mannes – die berühmten Lippen, von denen es einst hieß, sie könnten »einem Huhn das Ei aus dem Arsch saugen«, waren jetzt schmal und blutleer, die Wangen von Falten durchzogen, so breit und tief wie symmetrisch angeordnete Narben.

Doch ihn empfing ein Beifall, der weniger ins Royal Opera House oder zu der British Association for Film and Television Arts zu passen schien als zum Wembley-Stadion oder einer anderen Bühne für ein Open-Air-Konzert. Trotz all der vielen Genres des »neuen« Rock 'n' Roll weiß jeder, dass es in Wahrheit nur einen gibt und Mick Jagger seine unbestrittene Verkörperung ist. Er antwortete mit seinem unwiderstehlichen Lächeln, einem heiseren »Allaw!« und dann mit einem unerwarteten Aufblitzen der alten Stones-Subversivität: »Seht ihr? Ihr habt gedacht, Jonathan würde all die Fuck-Wörter benutzen, und dabei war es Mickey.«

Wie üblich veränderte er daraufhin seine Stimme, um sie dem Anlass anzupassen. Jahrzehntlang hat Jagger in einem aufgesetzten Cockney gesprochen, bekannt als »Mockney« oder Großlondoner Akzent. Mit den deformierten, langgezogenen Vokalen und verschluckten »T«s galt es in Großbritannien als Inbegriff der Jugendllichkeit und Coolness. Doch hier, unter den Stars englischer Diktion, war jedes »T« kristallklar zu hören, jedes »H« auf den Punkt genau angehaucht, als er sagte, es sei ihm eine Ehre, an diesem Abend hier zu sein, und wie es dazu gekommen war ...

Der hübsche kleine Scherz, der dann folgte, bewegte sich punktgenau in der Mitte zwischen Reverenz und Spöttelei. Er sei hier, sagte er, »im Rahmen des Rockstar-Filmstar-Austauschprogramms ... In diesem Augenblick singt ›Sir‹ Ben Kingsley (mit einer leicht ironischen Betonung auf dem Titel, obwohl er ihn ebenfalls trug) bei der Grammy-Verleihung ›Brown Sugar‹ ... und ›Sir‹ Anthony Hopkins steht mit Amy Winehouse im Aufnahmestudio ... ›Dame‹ Judy Dench ist irgendwo in den USA und zerlegt tapfer Hotelzimmer ... und wir hoffen, dass ›Sir‹ Brad und die Pitt-Familie nächste Woche bei den Brit Awards als Trapp-Familie auftreten werden.« (Schnitt zu Kevin Spacey und Meryl Streep, die sich vor Lachen ausschütten, während Angelina Brad den Witz erklärt.)

Nach Öffnen des Umschlags verkündete Jagger, der Preis für den besten Film gehe an Danny Boyles *Slumdog Millionaire* (so hatten viele früher ihn selbst bezeichnet). Doch niemand bezweifelte, wer der wahre Gewinner des Abends war. Jagger hatte gerade den größten Hit seit ... ach – seit »Start Me Up« aus dem Jahr 1981 eingefahren. »Man muss schon eine Menge draufhaben, wenn man an

diesem Ort glänzen will«, meinte ein Akademiemitglied. »Aber er hat es geschafft.«

Ein halbes Jahrhundert zuvor, als sich die Rolling Stones mit den Beatles ein Kopf-an-Kopf-Rennen lieferten, stellte man dem jungen Mick Jagger in dem verzweifeltsten Versuch, etwas Erhellendes oder vielleicht sogar Intelligentes aus ihm herauszubekommen, immer wieder die gleiche Frage: Ob er mit dreißig wohl auch noch »Satisfaction« singen werde?

In jenen unschuldigen Jahren zu Anfang der Sixties war die Popmusik allein das Revier der Jugend und, wie man meinte, daher auch der Sprunghaftigkeit der Jugend unterworfen. Selbst die erfolgreichsten Gruppen – die Beatles eingeschlossen – gingen davon aus, nach höchstens ein paar Monaten von Newcomern von ihrem Platz an der Spitze verdrängt zu werden. Damals hätte man nicht im Traum erwartet, dass einige dieser vermeintlich flüchtigen Liedchen eine Generation später immer noch gespielt werden würden. Und ebenso wenig, dass viele der vermeintlich austauschbaren Sänger und Bands noch im Rentenalter ihrem Gewerbe nachgehen und mit der immer gleichen Begeisterung vom Publikum empfangen werden würden, solange sie sich nur auf die Bühne schleppen konnten.

Was die Langlebigkeit betrifft, lassen die Stones alle Rivalen weit hinter sich. Die Beatles existierten als internationale Live-Band gerade mal drei Jahre und nur neun insgesamt (wenn man die zwei abzieht, die sie mit erbittertem Trennungstreit verbrachten). Andere Sechziger-Jahre-Bands der ersten Garde wie Led Zeppelin, Pink Floyd und The Who drifteten, wenn sie nicht von Alkohol oder Drogen auseinandergerissen wurden, im Lauf der Zeit in verschiedene Richtungen und formierten sich dann neu. Die tödliche Langeweile, die sie empfanden, wenn sie immer wieder mit den alten Leuten die alten Titel spielten, wurde durch eine ansehnliche Entlohnung gemildert. Nur die Stones, dem Anschein nach einst die flatterhaftesten von allen, rollten weiter von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, dann von einem Jahrhundert ins nächste. Sie überstanden den spektakulären Tod eines Mitglieds und die Verbitterung und Resignation von zwei anderen (sowie interne Intrigen, vor denen die Medicis den Hut gezogen hätten), ließen Generationen von Ehefrauen und Geliebten hinter sich, überdauerten zwei Manager, neun britische

Premierminister und die gleiche Zahl amerikanischer Präsidenten. Sie waren immun gegen wechselnde musikalische Modeerscheinungen, Geschlechterpolitik und soziale Normen und umgeben sich noch als Sechzigjährige mit demselben schwefeligen Hauch der Veruchtheit und Rebellion wie in ihren Zwanzigern. Die Beatles verkörpern ewigen Charme, die Stones ewige Provokation.

Im Verlauf der Jahrzehnte, seit ihrer gemeinsam erlebten Blütezeit, hat sich an den wesentlichen Elementen der Popmusik natürlich kaum etwas geändert. Jede neue Generation von Musikern schlägt in der gleichen Folge die gleichen Akkorde an, bedient sich der gleichen Begriffe von Liebe, Lust und Sehnsucht. Und jede neue Generation von Fans sucht sich die gleiche Art von männlichem Idol mit der gleichen Art von Sexappeal, dem gleichen Repertoire an Gesten, Eigenheiten und dem gleichen Ausdruck der Coolness.

Das Konzept einer Rock-»Band« – einer Gruppe junger Musiker, verbunden in Ruhm, Wohlstand und sexuellen Möglichkeiten, von denen Gleichaltrige im Militärdienst oder in den Bergarbeiterstädten des Nordens nicht mal zu träumen wagten – war bereits gut eingeführt, als sich die Stones an den Start machten, und hat sich seitdem nicht im Geringsten geändert. Und obwohl es in der Popindustrie meist um Illusion, Ausbeutung und künstlich aufgebaute Sensationen geht und nach Jahrzehnten des Rap der Eindruck entstehen mag, als seien originelle Melodien und Texte überflüssig geworden, gilt nach wie vor die Wahrheit, dass sich echtes Talent immer durchsetzen und überdauern wird. Von den großen rebellischen Hits wie »Jumpin' Jack Flash« oder »Street Fighting Man« bis zu unbekannteren früheren Tracks wie »Off the Hook« oder »Play With Fire« und den davor entstandenen R&B-Coverversionen klingt die Musik der Stones so frisch und aggressiv, als sei sie erst gestern aufgenommen worden.

Sie sind auch immer noch Vorbild für jede Band, die es nach oben schafft – verwöhnte jungenhafte Potentaten, die sich im flackernden Blitzlicht auf dem Sofa fläzen und die ewig gleichen dummen Reporterfragen mit den ewig gleichen sarkastischen Antworten parieren. Die von ihnen in den Sixties entwickelte Art der Tournee ist das, was noch immer jeder möchte: Privatflugzeug, Limousinen,

Roadies, Groupies, verwüstete Hotelsuiten. Dem Mythos Tournee, der Beschworung von immerwährenden »Sex and Drugs and Rock 'n' Roll«, können auch die detailliertesten Darstellungen der Monotonie und der schädlichen Auswirkungen auf die seelische Gesundheit nichts anhaben – so etwa Christopher Guests brillante und packende Darstellung einer leicht unterbelichteten Supergroup auf Tournee in seinem Spielfilm *This Is Spinal Tap*. Doch trotz aller Anstrengungen konnte sich bislang keiner ihrer jungen Schüler einen vergleichbaren Pfad durch die Welt bahnen wie die Stones auf Tour vor vierzig Jahren. Noch konnten sie auch nur entfernt ein vergleichbares Maß an Arroganz, Zügellosigkeit, Hysterie, Paranoia, Gewalt, Vandalismus und hemmungslosem Vergnügen erreichen.

Vor allem Mick Jagger ist einzigartig, in welchem Alter auch immer. Mehr als jeder andere hat Jagger vorgemacht, wie aus dem schlichten Sänger einer Band ein Rock-»Star« wird. Deutlich abgehoben von seinen Bandkollegen (was in einer Zeit gemeinschaftlich auftretender Gruppen wie der Beatles, Hollies, Searchers und anderer eine tiefgreifende Veränderung bedeutete), war er es, der in einer gewaltigen Zuschauermenge die verschiedenartigsten Phantasien erst wecken, dann lenken und schließlich beherrschen konnte. Keith Richards, die zweite Galionsfigur der Stones, ist ein begnadeter Gitarrist (und der erstaunlichste Überlebenskünstler des Rock), doch er gehört in die Riege der Troubadoure, wie sie zunächst von Blind Lemon Jefferson und Django Reinhardt und dann von Eric Clapton, Jimi Hendrix, Bruce Springsteen, Noel Gallagher und Pete Doherty verkörpert wurden. Jagger hingegen begründete eine neue Spezies und gab ihr einen Ausdruck, der bislang noch nicht verbessert werden konnte. Unter seinen Rivalen als Bühnenkünstler des Rock hatte nur Jim Morrison von The Doors einen eigenen Stil entwickelt, ins Mikrofon zu singen: Er umschloss es sanft mit den Fingern wie ein verängstigtes Vogelküken, anstatt es im Stil von Jagger wie einen Phallus zu schwingen. Seit den 1970er Jahren gab es viele weitere begabte Rockbands mit einer großen internationalen Fangemeinde und unbestreitbar charismatischen Leadsängern: Freddie Mercury von Queen, Holly Johnson von Frankie Goes to Hollywood, Bono von U2, Michael Hutchence von INXS, Axl Rose von Guns N' Roses. Auch wenn sie auf Platten ihren eigenen unver-

wechselbaren Sound präsentierten, hatten sie auf der Bühne keine andere Wahl, als in Mick Jagers Fußstapfen zu treten.

Als Sexsymbol lässt er sich nur mit Rudolfo Valentino vergleichen, dem Stummfilmstar mit dem Beinamen »der Scheich«, der in den 1920er Jahren bei Frauen die erregende Phantasie auslöste, über den Sattel geworfen und in ein Beduinenzelt verschleppt zu werden. Bei Jagger geht es eher in die Richtung großer Balletttänzer wie Nijinsky oder Nurejew, deren scheinbare Androgynität von ihren lustvollen Blicken auf die Ballerinen und der Wölbung ihres Hosensbundes Lügen gestraft wurde. Die Stones waren eine der ersten Rockbands mit einem Logo, und selbst für die freizügigen frühen Siebziger war es ausgesprochen drastisch – eine grellrote Grafik von Jagers Mund, die üppigen Lippen mit der vertrauten Schamlosigkeit leicht geöffnet und die Zunge herausgestreckt, um etwas Unbekanntes, aber sicher kein Speiseeis, zu lecken. Die »Lapping Tongue«, noch immer auf allen Stones-Veröffentlichungen und -Fanartikeln abgebildet, zeigt, wer in allen Bereichen die Regie führt. Nach heutigen Kriterien kann man sich kaum ein drastischeres Symbol für altmodischen männlichen Chauvinismus vorstellen – und doch erreicht es sein Ziel wie eh und je. Frauen des 21. Jahrhunderts, befreit wie keine Generation zuvor, spitzen die Ohren, wenn sie Jagers Namen hören, während die, die bereits im 20. Jahrhundert von ihm fasziniert waren, ihm auch weiterhin hörig sind. Ich hatte gerade mit diesem Buch begonnen, als ich das Thema gegenüber meiner Tischnachbarin auf einer Dinnerparty erwähnte, einer würdig und beherrscht wirkenden Engländerin reiferen Alters. Anstatt mir zu antworten, spielte sie die Szene aus dem Film *Harry und Sally* nach, in der Meg Ryan in einem gut besuchten Restaurant einen Orgasmus vortäuscht: »Mick Jagger? Oh ... ja! Ja, JA, JA!«

Sexsymbole sind dafür bekannt, dass sie im Privatleben ihrem öffentlichen Image nicht gerecht werden, wie uns etwa Mae West, Marilyn Monroe und vor allem Elvis Presley zeigen. Doch in der übersexualisierten Welt des Rock, eigentlich in den gesamten Annalen des Showbusiness, gibt es niemanden, der es mit Mick Jagger als Casanova der Neuzeit aufnehmen kann. Man fragt sich, welche Schürzenjäger vergangener Jahrhunderte derart viele Sexualpartnerinnen gefunden hatten und ob auch ihnen häufig das

mühsame Vorgeplänkel der Verführung erspart blieb. Und sicherlich bewahrte sich keiner von ihnen wie Jagger seine Leistungsfähigkeit bis ins mittlere oder höhere Alter (Casanova war mit Mitte dreißig ausgelaugt). Was Swift die »Raserei der Lenden« nennt, wird mittlerweile als Sex-Sucht diagnostiziert und kann mit einer Therapie geheilt werden. Doch Jagger hat nie zu erkennen gegeben, dass er damit ein Problem hatte.

Beim Anblick dieses zerfurchten Gesichts versucht man vergeblich, sich das unermessliche weltliche Bankett vor Augen zu führen, an dem er sich gelabt hat, ohne je satt zu werden ... die endlose Folge schöner Gesichter und leuchtender williger Augen ... die ungezählten Anmachfloskeln ... die zahllosen Betten, Sofas, zusammengeschobenen Kissen oder Autorücksitze ... die immer neuen Stimmen, Düfte, Hauttöne, Haarfarben ... die gleich wieder vergessenen Namen, falls sie überhaupt genannt wurden. Alte Männer werden in ihren Träumen oder Tagträumen oft von den Frauen heimgesucht, nach denen ihnen der Sinn stand. Mick würde in dieser Phantasie so etwas wie eine der überholten Paraden der Sowjetarmee auf dem Roten Platz vor sich sehen. Und wenigstens eine dieser prächtigen Soldatinnen sitzt an diesem Tag im Publikum bei der BAFTA-Verleihung, nicht gerade weit von Brad Pitt entfernt.

Von Rechts wegen hätten seine Skandale aus den 1960ern schon seit Jahrzehnten vergessen sein müssen, ausradiert von den zahllosen Jugendsünden heutiger Popstars, Fußballspieler, Supermodels und der TV-Schauspieler in Reality-Soaps. Doch die Sixties haben eine hartnäckige Attraktivität, vor allem bei denen, die zu jung sind, um sich an sie zu erinnern – eine Haltung, die bei Psychologen als »Nostalgie ohne Erinnerung« bekannt ist. Für die britische Jugend ist Jagger die Verkörperung der »Swinging Sixties«: ihrer Freiheiten, ihrer Vergnügungssucht und des Rückschlags, der ihnen schließlich folgte. Selbst ganz junge Leute haben von seiner Drogenrazzia im Jahr 1967 gehört oder zumindest von dem Marsriegel, der dabei die anstößige Hauptrolle spielte. Nur wenigen aber ist bekannt, mit welcher Rachsucht ihn das britische Establishment in jenem sogenannten Summer of Love verfolgte, als man den witzigen, eloquenten geadelten Redner dieses Abends schmähte und wie einen langhaarigen Antichrist in Handschellen bei Gericht vorführ-

te, um ihn in einem Schauprozess von fast mittelalterlich-grotesken Zügen zu verurteilen und ins Gefängnis zu werfen.

Mick Jagger ist wohl das beste Beispiel für das, was man im Showbusiness klischeehaft Überlebenskünstler nennt. Doch während andere Angehörige dieser Spezies meist als alte Säcke mit Übergewicht und grauem Pferdeschwanz enden, hat er sich – bis aufs Gesicht – seit seinen ersten Schritten auf der Bühne nicht verändert. Während die meisten anderen ihren Verstand mit Drogen oder Alkohol vernebelten, verfügt er noch über alle seine Kräfte, nicht zuletzt seinen berühmten Instinkt für das, was gerade angesagt, cool und schick ist. Während andere über die Summen jammern, die sie verloren haben oder um die man sie betrogen hat, leitet er die bestverdienende Band der Geschichte, die ihr Überleben allein seiner Cleverness und Entschlossenheit verdankt. Ohne Mick wäre es mit den Stones 1968 vorbei gewesen. Er machte aus einer Bande von langhaarigen Außenseitern einen in Großbritannien ebenso anerkannten Nationalschatz wie Shakespeare oder die weißen Klippen von Dover.

Doch hinter der Anbetung, dem Reichtum und der überreichlichen »Satisfaction« verbirgt sich die Geschichte eines vielversprechenden Talents, das – fast schon aus Trotz – in all den Jahren nie zum Zuge kam. Unter seinen halbwegs intelligenten Zeitgenossen besaß nur John Lennon ein ähnliches Potenzial wie er, über die Grenzen des Pop hinauszugehen. Zwar war Mick, wie ihn Jonathan Ross bei der BAFTA-Verleihung vorstellte, zweifellos ein Schauspieler und hatte Rollen im Film wie im Fernsehen gespielt, doch er hätte neben der Musik auch eine ebenso erfolgreiche Filmkarriere ansteuern können wie Elvis Presley und Frank Sinatra. Auch hätte er seine Macht über das Publikum nutzen können, um Politiker zu werden, oder eine Leitfigur, wie die Welt sie – bis heute – noch nie gesehen hat. Er hätte auch die (oft unbeachtet gebliebene) Brillanz seiner besten Songtexte zu echter Lyrik oder Prosa ausbauen können wie Bob Dylan oder Paul McCartney. Zumindest aber hätte er ein erstklassiger eigenständiger Bühnenkünstler werden können, anstatt immer nur Frontman einer Band zu bleiben. Doch irgendwie hat er nichts von alledem verwirklicht. Seine Laufbahn als Filmschauspieler kam 1970 ins Stocken und dann nie wieder nennens-

wert in Schwung, trotz Dutzender interessanter Rollenangebote. Mit der Vorstellung, in die Politik zu gehen, hat er lediglich gespielt, und ernsthafte schriftstellerische Ambitionen ließ er nie erkennen. Mit der Solokarriere wartete er bis Mitte der 1980er Jahre und stieß damit auf so viele Vorbehalte bei den anderen Stones, vor allem Keith, dass er vor der Wahl stand, sie entweder aufzugeben oder den Zusammenbruch der Band zu riskieren. So ist er immer noch lediglich ihr Frontman und macht das Gleiche wie mit achtzehn.

Und dann ist da noch das Rätsel, wie ein Mann, der Millionen begeistert, der zweifellos hochintelligent und scharfsinnig ist, plötzlich so unattraktiv werden kann, wenn er den berühmten Mund zum Sprechen öffnet. Seit die Medien Jagers Schritte verfolgten, sind seine überlieferten Zitate stets von einer unverbindlichen Inhaltslosigkeit, wie man sie üblicherweise nur vom britischen Königshaus kennt. Greift man zu einem der vielen in den letzten vier Jahrzehnten erschienenen Büchern mit Selbstzeugnissen der Stones, erkennt man sofort, dass Micks Aussagen stets die knappsten und nichtsagendsten sind. 1983 unterzeichnete er einen Vertrag bei dem britischen Verlag Weidenfeld and Nicolson, um für die damals enorme Summe von einer Million Pfund eine Autobiographie zu schreiben. Es sollte die Insiderstory des Jahrhunderts aus dem Showbusiness werden. Doch das von einem Ghostwriter verfasste Manuskript war laut Verlag todlangweilig, und der gesamte Vorschuss musste zurückgezahlt werden.

Mick erklärte damals, er könne sich »an nichts erinnern«. Damit meinte er natürlich nicht seinen Geburtsort oder den Namen seiner Mutter, sondern die späteren privaten Erlebnisse, die Weidenfeld damals eine Million Pfund wert gewesen waren und für die ein Verleger heute gern das Fünffache zahlen würde. Dies hört man von ihm immer wieder, sobald man an ihn wegen eines Buches herantritt oder wenn ihn ein Reporter bedrängt, zu bestimmten Dingen Stellung zu beziehen. Sorry, er könne sich nicht erinnern, alles sei »wie im Nebel«.

Das Image eines Mannes, der vor dreißig Jahren wie unter einer frühen Alzheimer-Attacke sein Gedächtnis verlor, ist natürlich reiner Unsinn, wie jeder, der ihn kennt, bestätigen kann. Es ist eine bequeme Masche, um Dingen aus dem Weg zu gehen, eine Strate-

gie, die er zu höchster Kunst perfektioniert hat. Das ersparte ihm, sich für langweilige Monate mit einem Ghostwriter zurückziehen oder peinliche Fragen zu seinem Liebesleben beantworten zu müssen. Doch damit werden auch die Höhen und Tiefen einer Karriere ausgelöscht, wie sie in seiner Branche beispielhaft ist. Wie kann man das alles »vergessen«? Etwa die Begegnung mit Andrew Loog Oldham, das Zusammenleben mit Marianne Faithfull oder die Weigerung, im London Palladium auf einer Drehbühne aufzutreten? Wie kann er vergessen, dass er im Brixton Prison saß, dass er in Cecil Beatons Tagebüchern auftaucht oder in den Straßen von New York angespuckt wurde? Dass er Thema eines Leitartikels der Londoner *Times* war, Allen Klein entlassen hat und sich von mörderischen Hells Angels auf dem Festival von Altamont nicht aus der Ruhe bringen ließ? Dass er vor den Augen der Weltpresse in Saint-Tropez getraut wurde, dass man ihm in Rhode Island die Fingerabdrücke abnahm und Steven Spielberg vor ihm auf die Knie fiel? Dass Andy Warhol mit seiner Tochter Jade spielte, dass ihn in Montauk nackte Frauen mit grüngefärbtem Schamhaar heimsuchten oder dass er eine Viertelmillion Menschen im Hyde Park dazu brachte, schweigend den Versen von Shelley zu lauschen?

Mick Jagger ist ein Mensch voller Widersprüche: zu außerordentlichen Leistungen fähig, ohne dass ihm diese Leistungen etwas zu bedeuten scheinen, höchst extrovertiert, doch stets auf Diskretion bedacht, ein Egoist wie kein anderer, der nicht gern über sich selbst spricht. Charlie Watts, der Drummer der Stones, und jemand, der sich dem ganzen Wahnsinn am stärksten entzogen hat, brachte es einmal auf den Punkt: »Mick kümmert es nicht, was gestern war. Ihn interessiert nur das Morgen.«

Sehen wir uns also genauer an, was gestern passiert ist. Vielleicht können wir ja sein Gedächtnis auffrischen.